

Yizhak AHREN

Trauerarbeit in der Gegenwart - Wie jüdische Familien trauern

Vom Alltag soll auf dieser Tagung die Rede sein. Tod und Trauer sind aus unserem Alltag nicht wegzudenken; der natürliche Gang der Dinge bringt es mit sich, dass wir früher oder später mit ihnen im Familien- oder Bekanntenkreis konfrontiert werden. Aber ich habe den Eindruck gewonnen, dass der Tod und Trauer zugebilligte Raum in der Gegenwartskultur immer mehr eingeschränkt wird. Schon im Jahre 1965 hat der englische Anthropologe Geoffrey GORER in seiner bekannten Studie *»Death, grief and mourning in contemporary Britain«* den heute vorherrschenden Trend auf die Formel gebracht: »Die Leiche schnell wegschaffen und sofort wieder zur Tagesordnung übergehen, und so den Trauernden der Möglichkeit zu trauern berauben mit lediglich einem Scheinbeileid von Freunden und Familie«. ¹ In seinem Buch »Formen der Trauer« charakterisiert Hannes STUBBE das neuzeitliche Trauerverhalten durch folgende Merkmale:

»Eine Trauerzeit ist nicht mehr festgelegt, öffentliche Trauersignale wie z.B. die Trauerkleidung haben keine Bedeutung mehr, die Trauer findet isoliert, heimlich, in Zurückgezogenheit statt und wird nicht mehr von der Gemeinschaft (mit-)getragen.« ²

In Deutschland werden den Hinterbliebenen derzeit nur zwei arbeitsfreie Tage zugebilligt. Wer nach dem Tod der Mutter oder des Vaters eine längere Auszeit benötigt, muss sich mit seinem Arbeitgeber über »ungeplante Urlaubstage« einigen. Wesentlich mehr Zeit für die Trauer verlangt die jüdische Tradition, die bestimmte Verhaltensformen vorschreibt. ³ In diesem Referat soll beschrieben werden, wie religiöse jüdische Familien heute trauern und welche Unterstützung sie von ihrer Gemeinde erhalten. Gerade der Kontrast zwischen verschiedenen Formen des Umgangs mit Trauer kann unbemerkte Züge der Gegenwartskultur sichtbar machen. Meine Darstellung stützt sich sowohl auf langjährige eigene Beobachtun-

gen in verschiedenen Rollen (von denen noch die Rede sein wird) als auch auf detaillierte Beschreibungen ihrer Trauerzeit, die zwei jüdische Frauen und zwei jüdische Männer veröffentlicht haben. Die ausführlichen Berichte von Devora K. WOHLGELERNTER, Esther GOSHEN-GOTTSTEIN, Leon WIESELTIER und Samuel C. HEILMAN ergänzen einander: da wird der eine Zug in den Vordergrund gerückt, dort ein anderer Punkt. Jeder Fall hat natürlich seine Besonderheiten, aber man kann auch Gemeinsamkeiten erkennen.

Damit nicht der falsche Eindruck entsteht, dass von primitiven, ungebildeten Menschen die Rede ist – bei einer Kultur, die einem nicht vertraut ist, neigt man rasch dazu, das Ungewöhnliche als irrational, komisch und primitiv abzutun –, erwähne ich die Berufe von WOHLGELERNTER, GOSHEN-GOTTSTEIN, WIESELTIER und HEILMAN. Devora WOHLGELERNTER ist eine Professorin für Mathematik an der City University of New York; sie hat ihrer Tochter Chana im Alter von zwölfenhalb Jahren plötzlich verloren. Ihren Bericht hat die Mutter in die Form eines Briefes gebracht: sie erzählt ihrer Chana, was nach ihrem Tod passiert ist.⁴ Esther GOSHEN-GOTTSTEIN ist eine promovierte israelische Psychologin, die mit Mosche 38 Jahre verheiratet war (dieser Mann war übrigens einer der berühmtesten Semitisten des 20. Jahrhunderts). In ihrem Buch *»Als der Tod uns trennte. Das Weiterleben als Witwe«*⁵ schildert sie ihre eigene Trauergeschichte. Einen Teil ihres Berichts werde ich gleich zitieren. Leon WIESELTIER ist ein bekannter amerikanischer Publizist, er arbeitet als Literaturkritiker bei *»The New Republic«*. Sein Buch *»Kaddisch«*⁶ bezeichnet er als das Tagebuch des Trauerjahres. Was der hebräische Begriff *»Kaddisch«* bedeutet, werden Sie noch erfahren. Samuel HEILMAN, ein Soziologieprofessor aus der Schule von Erving GOFFMAN,

hat seinen Vater im selben Monat wie WIESELTIER verloren. Eine dichte Beschreibung seiner Erfahrungen in der Trauerzeit findet man in HEILMANs Buch *»When a Jew Dies. The Ethnography of a Bereaved Son.«*⁷

Nun lese ich Ihnen einige Abschnitte aus dem Bericht von GOSHEN-GOTTSTEIN vor, deren Mann an einem Samstag gestorben war. Ihre Beschreibung geht an einigen Stellen in eine Deutung über, die ich nicht weglasse.

»Da Sabbat war, konnten wir als gläubige Juden weder jemanden anrufen, noch vor dem Sonnenuntergang irgendwohin fahren. Aber unter uns planten wir die Beerdigung, die am nächsten Morgen stattfinden sollte. (In Israel ist es Brauch, die Toten am Tag ihres Todes zu beerdigen – dies wird als Ehrung der Toten betrachtet). Keiner von uns wollte eine Beerdigung bei Kerzenlicht, abends nach Sabbat. Wir wollten möglichst viele Freunde, Kollegen und Studenten über den Zeitpunkt der Beerdigung informieren, was bedeutete, daß wir Ankündigungen über das Telefon, in den Zeitungen, im Radio und sogar im Fernsehen veranlassen mußten.

Während dem Sabbat beschlossen wir, wen wir bitten wollten, die Leichenrede zu halten, und in welchem Raum die Schiwa stattfinden sollte (ein jüdisches Traueritual, bei dem man auf niedrigen Stühlen sitzt). Es stellte sich heraus, daß sich jeder von uns während der letzten Woche, in der Mosche im Krankenhaus gelegen hatte, still für sich auf diesen Moment vorbereitet und die Beerdigung und die Schiwa im Geist geplant hatte, obwohl wir nicht miteinander darüber gesprochen hatten« (S. 22).⁸

Dass eine jüdische Beerdigung sich in einigen Punkten von anderen Formen unterscheidet, wird Ihnen beim folgenden Bericht deutlich werden:

»Die Beerdigung fand am nächsten Morgen um 11 Uhr statt; viele Menschen, die Mosche gekannt hatten, nahmen daran teil. In Jerusalem versammelt sich die Trauergemeinde zunächst im sogenannten Bestattungshaus, das



mitten zwischen stark befahrenen Straßen liegt. Hier schütteln die Angehörigen der Verstorbenen viele Hände und umarmen Freunde. Hier schneidet ein Mann einen Schlitz in die Kleidung jedes der Hauptleidtragenden, um so das Abschneiden des Lebens zu symbolisieren. Hier werden auch die großen Nachrufe gehalten vor der Leiche, die in einen Gebetsmantel gehüllt ist. Von diesem Versammlungsort aus macht die Prozession sich mit Bussen und Autos auf den Weg zum Friedhof, der ungefähr fünf Kilometer entfernt liegt auf einem Hügel, von dem aus man Jerusalem überblicken kann.

Zwei von Moshes engsten Kollegen und Freunden hielten bewegende Trauerreden und würdigten Moshes Lebensleistungen. Leider wurden die Worte beider Redner teilweise vom Straßenlärm übertönt. Aber ich hörte genug, um zu erkennen, daß sie ein Leben voll von überragenden Leistungen zusammenfaßten.

Dann sagten unsere beiden Söhne Kaddisch, ein Gebet, das zum ersten Mal beim Tod eines Elternteils gesprochen wird. Es von ihren Lippen zu hören, mit erstickter Stimme vorgetragen, war für mich einer der aufwühlendsten Momente während der Beerdigung. Ich hatte das Gefühl, in Stücke gerissen zu werden, weil das Kaddisch dramatischer als alle anderen Worte ausdrückt, daß das Haupt der Familie nicht mehr lebt, daß Moshe uns für immer verlassen hatte.

Alon (der 35 jährige Sohn der Autorin, Ann. Y.A.) zögerte bis zum Moment der eigentlichen Beerdigung mit der Entscheidung, ob er am offenen Grab eine Rede halten sollte. Als er es dann tat, waren seine Worte fesselnder und ergreifender als alles, was sonst hätte gesagt werden können. Wie stolz wäre Moshe an diesem Morgen auf Alon gewesen, hätte er ihn hören können.

Es gab keine Trauermusik, es gab keine Blumen, um Moshes Grab zu schmücken, noch bedeckten es Kränze. Das ist unter orthodoxen Juden nicht üblich. Statt dessen heben die Trauenden am Ende der Beerdigung einen kleinen Stein auf, gehen langsam zum Grab und legen ihn dort nieder. Kann es einen besseren Weg

geben, um die furchtbare Wahrheit auszudrücken: »Aus Staub bis du geworden, zu Staub sollst du vergehn?« Schließlich gingen wir Hinterbliebenen durch ein Spalier, das von den Teilnehmern der Beerdigung gebildet wurde. Der Tradition folgend riefen diese uns zu: »Möge Gott Euch trösten zusammen mit all den Trauernden aus Zion und Jerusalem.« Ich ging gesenkten Hauptes durch das Spalier, die Augen voller Tränen, unfähig zu sehen, wer Moshe hier die letzte Ehre erwies. Wir, die engste Familie, verweilten nach dem Ende der Zeremonie noch am Grab. Es ist zu schrecklich, es ist nahezu unmöglich, sich für immer von einem Menschen zu verabschieden, mit dem man die besten Jahre seines Lebens geteilt hat. In diesem Moment schienen mir die Menschen um mich herum wie Schatten, ohne Substanz. Das einzige, was real war und existierte, war mein Gefühl eines unwiderruflichen Verlustes.⁹

Nach der Beerdigung fängt eine »Trauerwoche« an, die aber manchmal - so wie im Fall der Familie GOSHEN-GOTTSTEIN - abgekürzt wird:

»Zunächst würden nun die traditionellen jüdischen Trauerrituale kommen, die Schiwa (buchstäblich »sieben«), das heißt die sieben Tage, während der die nächsten Familienmitglieder (die Kinder, Eltern, Geschwister und Ehepartner) ihr Leid teilen, auf niedrigen Stühlen sitzend, die Kleidungsstücke tragend, in die bei der Beerdigung ein Schlitz geschnitten wurde, und Schuhe, die nicht aus Leder gemacht sind. All dies sind Zeichen der Trauer. Während dieser Woche werden sie von den entfernteren Verwandten und auch von Freunden und Kollegen besucht, die nicht nur den Toten ehren wollen, sondern auch versuchen, den Trauernden Trost zu spenden und ihnen zu ermöglichen, ihre Verlustgefühle auszudrücken. Bei orthodoxen Juden werden bei der Schiwa, anders als beim irischen Leichenschmaus, keine Nahrungsmittel oder Getränke gereicht (zumindest nicht bei den aschkenasischen Juden), da dies als Ablenkung vom Hauptzweck, nämlich die Hinterbliebenen zu trösten, angesehen wird.

Unsere Schiwa für Moshe währte nur drei Tage, da nach jüdischem Gesetz Yom Kippur, der drei Tage nach der Beerdigung lag, die verbleibenden Tage aufhebt. Das bedeutet, daß uns ungefähr 300 Menschen während dieser wenigen Tage aufsuchten, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, um ihre Beileidsbekundungen auszusprechen und uns zu ermöglichen, die Geschichte von Moshes letzter Krankheit wieder und wieder zu erzählen, aber auch um sich mit uns an ihn und sein Leben zu erinnern.

Verwandte und Freunde kamen, wie auch Kollegen und ehemalige Studenten. Es war eine äußerst gefühlvolle Zeit für meine Kinder und mich, eine Zeit zum Weinen, als ich über Moshe sprach und anderen zuhörte, die über ihn sprachen.

Ich war froh, während der Schiwa einige der Menschen zu treffen, die ihn in verschiedenen Lebensabschnitten gekannt hatten. Auf diese Weise wurde mein Bild von ihm vollständiger, und ich erfuhr, was er so vielen verschiedenen Menschen bedeutet hatte. Vor allem war ich dankbar dafür, daß die Schiwa mir ermöglichte, meinem Leid ungehemmt Ausdruck zu verleihen. Mir erscheint es richtig, daß die Tage der Schiwa auf diese Weise genutzt werden. Ich schätze es hoch ein, daß meine Religion mir diese Tradition und die Rituale gibt, mein Verhalten zu leiten und meinen Gefühlen Raum läßt in dieser belastenden Zeit. Das schien mir psychisch überaus angemessen. Welche Erleichterung war es, nicht nur zu wissen, was zu tun war, sondern auch wie lange es zu tun war. Überdies war ich dankbar, daß die Gemeinschaft, die sich wie eine erweiterte Familie verhielt, Platz für Trauernde hatte und mich in meinem Kummer stützte, vor allem in der ersten Zeit der Trauer, in der sie am schwersten zu ertragen war.

Ein weiterer positiver Aspekt der Schiwa war mir nur zu bewußt: Sie bot eine Gelegenheit, bei der wir, die Trauernden, uns völlig dem Gedenken und dem Trauern um Moshe hingeben konnten. Während dieser Tage waren wir aller unserer Alltagspflichten enthoben. Es war ein Moratorium, eine Wartezeit, vom jüdischen Gesetz bestimmt.

Keinem der Trauernden war zum Beispiel erlaubt, Nahrung zuzubereiten oder aufzutragen - all diese Verrichtungen wurden von anderen übernommen. Auch war es uns nicht erlaubt, ein Bad zu nehmen, unsere Kleider zu waschen oder Geschlechtsverkehr zu haben; und den Männern war das Rasieren verboten. Unsere körperlichen Bedürfnisse wurden während dieser Trauerzeit in gewisser Hinsicht vernachlässigt. Außerdem war es weder mir noch meinen Söhnen erlaubt, irgendeiner unserer üblichen Beschäftigungen nachzugehen. Diese Regeln gelten gleichermaßen auch für einen Premierminister oder einen Herzchirurgen. Sie sind unumstößlich. Das scheint mir psychologisch richtig, weil der oder die Trauernde zu sehr mit dem kürzlich erlittenen Verlust beschäftigt ist, als daß sie oder er die volle Aufmerksamkeit auf etwas anderes richten könnte.

Die Schiwa ist auch auf andere Weise ein Moratorium: Das Leben wird zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Schwere gehalten, an dem alles, was einmal vertraut war, sich plötzlich in etwas Unvertrautes verwandelt hat. Unsicherheit und Verrücktheit herrschen vor. Der Trauernde muß für sich herausfinden, was seine neue Identität als Hinterbliebener, Witwer oder verwaistes Kind bedeutet.¹⁰

Auch HEILMAN hat berichtet, dass die Nahrung während der Schiwa von Freunden und Bekannten ins Trauerhaus gebracht wurde. Nur merkt er an, dass der Besucherstrom so groß war, dass die trauernde Familie gar nicht richtig zum Essen gekommen ist.¹¹

Allerdings kann es vorkommen, dass Trauernde gar nicht ein großes Bedürfnis nach Essen haben:

»Die Schiwa war eine Zeit, in der ich das Bedürfnis nach Nahrung und Schlaf verlor. Ich schien nicht mehr mit meinem Körper verbunden zu sein. Es war mir unmöglich, all jene wahrzunehmen, die in mein Heim fluteten, und später konnte ich mich nicht genau erinnern, wer da gewesen war und wer nicht. Als die Schiwa vorbei war, befand ich mich in einem Zustand völliger Erschöpfung. Für mich reichten drei Tage der Schiwa völlig aus.«¹²



Es fällt auf, dass die Zeitdauer der Schiwa genau eine Woche ausmacht. Man muss aber hinzufügen, dass der Schabbat immer ausgenommen wird: an diesem Tag verlassen die Trauernden das Haus und gehen in die Synagoge.¹³ Es wird also mit der Schiwa eine besondere Verfassung aufgebaut, die aber planmäßig an einem Tag aufgehoben wird. Nach dem Schabbat wird die öffentliche Trauer fortgesetzt. Die Unterbrechung am Schabbat und die Beendigung der Schiwa durch Feiertage machen den Hinterbliebenen klar, dass Trauer ihre Berechtigung hat, aber begrenzt bleiben muss.

Bei der Schiwa wird oft nicht nur über die Person geredet, die vor wenigen Tagen beerdigt worden ist. Manche Besucher berichten von ihren Erfahrungen mit Tod und Trauer.¹⁴ Um die Leidtragenden zu trösten, kommen manchmal auch Fremde zur trauernden Familie und berichten Episoden ihrer Geschichte. Devora WOHLGELERENTER, die um ihre Tochter trauernde Mutter, teilt mit, sie habe während der Schiwa entdeckt, Mitglied eines ihr bis dahin unbekanntes Clubs geworden zu sein, des Clubs von Eltern, die Kinder verloren haben. Ein bekannter Rabbiner, den sie nie vorher getroffen hatte, sei zu den Trauernden gekommen und habe ihnen unter Tränen erzählt, vor 25 Jahren sei seine vierzehnjährige Tochter an Asthma gestorben. WOHLGELERENTER stellt fest, dieser prominente Besucher habe sie sowohl beruhigt als auch erschreckt: die Tatsache, dass dieser Mann in den letzten 25 Jahren viel geleistet habe, machte ihr deutlich, dass das Leben doch weitergeht – aber er habe geheult, als ob sein Mädchen gerade erst gestorben sei. Alle Mitglieder des Elternclubs hätten unabhängig voneinander über dieselbe Erfahrung gesprochen: Das ganze Leben wird vom Tod des Kindes an in einem anderen Licht gesehen! Dieses Beispiel zeigt, dass in der Schiwa sowohl zurück- als auch nach vorne geblickt wird.

Im Trauerhaus gibt es eine klare Rollenverteilung: die Hinterbliebenen (hebr.: Awe-lim) und die Tröstenden (hebr.: Menachamim). Diese Rollenverteilung ist schon an den erwähnten niedrigen Stühlen zu erkennen. Festzuhalten ist, dass die trauernde Familie Teil einer *umfassenden Wirkungseinheit* wird. Aus der folgenden Kritik von GOSHEN-GOTTSTEIN an einigen ihrer Kollegen (Psychotherapeuten und Analytikern) erkennen wir, welche Erwartungen jüdische Menschen, die in Trauer sind, hegen:

»Viele, wenn auch immerhin nicht alle meiner Kollegen gingen mir gegenüber nicht auf Mosches Tod ein. Weder kamen sie während der Schiwa, noch schrieben sie oder blieben stehen, um mir die Hand zu reichen und mir in die Augen zu sehen, wenn ich ihnen begegnete. Sie übersahen mich einfach und taten so, als ob sie nichts von seinem Tod wüßten. Wenn ich dann fragte: »Weißt du, daß Mosche gestorben ist?«, erhielt ich meist die Antwort: »Ich war da gerade im Ausland.« Mein Impuls war zu fragen, ob sie das Schreiben verlernt hätten. Dieser unausgesprochene Sarkasmus, vermischt mit einem Spritzer Humor war meine Art, meine tiefe Verletzung und meinen Ärger abzuwehren.«¹⁵

Die Frage drängt sich auf, warum gerade Psychologen sich nicht so verhalten haben, wie dies von ihnen erwartet wurde. GOSHEN-GOTTSTEIN hat sich eine Erklärung für das merkwürdige Verhalten ihrer Kollegen zurechtgelegt, die jedoch hier nicht zu diskutieren ist. Die israelische Psychologin zieht aus ihren Erfahrungen den Schluss:

»Grundsätzlich kam heraus, daß ich nun an eignen Leib erfuhr, was ich theoretisch seit langem gewußt hatte: daß viele Menschen auf den Tod reagieren, indem sie die Hinterbliebenen meiden. Das ist eine Tatsache des Lebens, die ich lernen mußte zu akzeptieren, so wie das Wetter – darüber habe ich auch keine Macht.«¹⁶

Ein Vermeidungsverhalten ist selbstverständlich nicht nur in jüdischen Kreisen zu beobachten. Einem mir bekannten Kölner Psychologen erzählte eine Christin, deren

Mann Selbstmord verübt hatte, dass Bekannte sie meiden und z.B. die Strasse kreuzen, um sie nicht zu treffen; die Leute meinten wohl, sie müssten ihr dann etwas sagen – das sei in Wirklichkeit gar nicht der Fall: sie habe das Bedürfnis zu sprechen. Diese Frau suchte beim Psychologen die Wirkungseinheit, die im modernen Trauerverhalten – ich erinnere an die Ausführungen von Hannes STUBBE – nicht mehr vorgesehen ist.

Die Trauerarbeit hört mit der Schiwa nicht auf – aber der Alltag normalisiert sich allmählich. GOSHEN-GOTTSTEIN beschreibt, wie sie ihr Leben erfolgreich umgestellt hat, verschweigt aber auch nicht überraschende Vorkommnisse:

»Es traf mich völlig unvorbereitet bei der Eröffnung des Internationalen Kongresses für Judaistik, der alle vier Jahre stattfindet. Moshe hatte beim vorigen Kongress die Sektion für die hebräische Sprache und ich glaube auch die für Bibelstudien organisiert. Nun, zu Beginn des Kongresses wurde eine lange Liste der Mitglieder verlesen, die in den letzten vier Jahren verstorben waren. Ich wusste, daß Moshes Name auf dieser Liste steht, und plötzlich schien der Damm, der meine Tränen zurückhielt, zu bersten. Es kam eine Flut von Tränen; ich konnte sie nicht anhalten. Ungeachtet der Tatsache, daß ich von Freunden und auch von Fremden umgeben war, konnte ich mich nicht beherrschen. Ich war so unvorbereitet auf diesen Ausbruch, daß ich nicht einmal Taschentücher bei mir hatte. In der Öffentlichkeit dermaßen die Beherrschung zu verlieren, war mir furchtbar.«¹⁷

Vom Kaddisch-Gebet war bereits die Rede: Moshes Söhne sprachen dieses Gebet bei der Beerdigung. Dieses Gebet, in dem übrigens der Tod gar nicht erwähnt wird, kann nur im Rahmen eines Gemeindegottesdienstes, an dem mindestens zehn Männer teilnehmen, gesprochen werden. Der Sprecher fordert ein Responsum der Anwesenden: auch hier ist ein Zusammenwirken notwendig. Im Trauerjahr sind die Söhne elf Monate lang verpflichtet, Kaddisch zu sagen, und zwar tagtäglich

lich morgens und abends. Dass WIESELTIER seinem Buch den Titel *»Kaddisch«* gegeben hat, zeigt, welche Bedeutung dieses Gebet für ihn gewonnen hat. Ihn, der sich vom religiösen Leben lange Jahre distanziert hatte, brachte der Kaddisch der Trauernden wieder in die Synagoge:

»Bisher war das Kaddisch der Trauernden der unwichtigste Teil des Gebetsgottesdienstes. Für mich wenigstens. Es war das Kleingedruckte in der Liturgie, eine morbide Rezitation in den Lücken des Gottesdienstes. Aber nicht länger. Jetzt wohne ich in den Lücken.«¹⁹

Kaddisch hat WIESELTIER dermaßen fasziniert, dass er sich während des Trauerjahres intensiv mit der Geschichte dieses Gebets beschäftigt hat; er hat viele halachische Gutachten (Responsa) gesammelt und ausgewertet (aus dem Material könnte ein tüchtiger Doktorand seine Dissertation schreiben). WIESELTIER stellt im Vorwort fest:

»Aus der Zeit der Trauer wurde eine Zeit der seelischen Erneuerung, auf die ich überhaupt nicht vorbereitet war.«²⁰

Auch HEILMAN hat sich Mühe gegeben, jeden Tag Kaddisch zu sagen und stellt am Ende des Trauerjahres fest:

»I am not the Jew I was at the outset. But, I suppose, that was a tacit goal of the process.«²¹

Auch an ganz banalen Dingen zeigt sich die Veränderung: früher pflegte HEILMAN nicht zum Anfang des Gottesdienstes zu erscheinen; das Kaddisch-Sagen zwang ihn zur Pünktlichkeit, denn Kaddisch wird schon fast zu Beginn des Gottesdienstes gesprochen.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass Gemeinschaft beim Trauerverhalten der Juden eine wichtige Rolle spielt: nach Möglichkeit sitzt die Familie gemeinsam Schiwa, und das Kaddisch der Trauernden setzt eine Gruppe von zehn Männern voraus. HEILMAN stellt fest:

»For Jews, time alone does not heal; life with people does.«²²



Bemerkenswert ist, dass man auch nach dem Trauerjahr der verstorbenen Familienmitglieder nicht bloß im stillen Kämmerlein gedenkt, sondern in der Gemeinde. Jedes Jahr, wenn der Todestag wiederkehrt, sprechen Söhne bzw. Brüder im Gottesdienst das Kaddisch der Trauernden. Und viermal im Jahr steht »Seelengedächtnis« (hebr.: Jiskor) auf der synagogalen Tagesordnung. An diesen vier Feiertagen kommen viele jüdische Männer und Frauen in die Synagoge, die man sonst im Gebetsraum nur selten treffen wird.²³ Offensichtlich besteht ein großes Bedürfnis, der Erinnerung an die Verstorbenen in der Gemeinschaft mit anderen Ausdruck zu verleihen.

Anmerkungen und Literatur

- 1 zit. n. GOSHEN-GOTTSTEIN (1997, S. 27); vgl. Anm. 5
- 2 STUBBE, H. (1985): Formen der Trauer. Berlin (S. 208)
- 3 Israel LEVINGER, M. (1991): Der letzte Weg. Vorschriften, Gebete und Gedanken zum Thema Tod und Trauer. Basel
- 4 WOHLGELERNTER, D. K. (1987): Shiva in Yerushalayim - A Letter to my Chana. Tradition. A Journal of Orthodox Jewish Thought 23 (1), Summer 1987
- 5 GOSHEN-GOTTSTEIN, E. (1997): Als der Tod uns trennte. Das Weiterleben als Witwe. Göttingen
- 6 WIESELTIER, L. (2000): Kaddisch. München, Wien
- 7 HEILMAN, S. C. (2001): When a Jew Dies. The Ethnography of a Bereaved Son. Berkeley, Los Angeles
- 8 GOSHEN-GOTTSTEIN (1997, S. 22)
- 9 GOSHEN-GOTTSTEIN (1997, S. 23f.)
- 10 GOSHEN-GOTTSTEIN (1997, S. 25f.)
- 11 HEILMAN (2001, S. 137); vgl. Anm. 7
- 12 GOSHEN-GOTTSTEIN (1997, S. 27)
- 13 HEILMAN (2001, S. 149f.)
- 14 HEILMAN (2001, S. 142f.)
- 15 GOSHEN-GOTTSTEIN (1997, S. 98)
- 16 GOSHEN-GOTTSTEIN (1997, S. 99)
- 17 GOSHEN-GOTTSTEIN (1997, S. 96)
- 18 eine Übersetzung des Textes findet man bei WIESELTIER (2000, S. 15); vgl. Anm. 6
- 19 WIESELTIER (2000, S. 42)
- 20 WIESELTIER (2000, S. 9)
- 21 HEILMAN (2001, S. 191)
- 22 HEILMAN (2001, S. 228, s. a. S. 225)
- 23 s.a. ALON, J. (1995): Psychologische Aspekte der Trauer im Judentum. Udim, Bd. 17 (S. 93). Köln